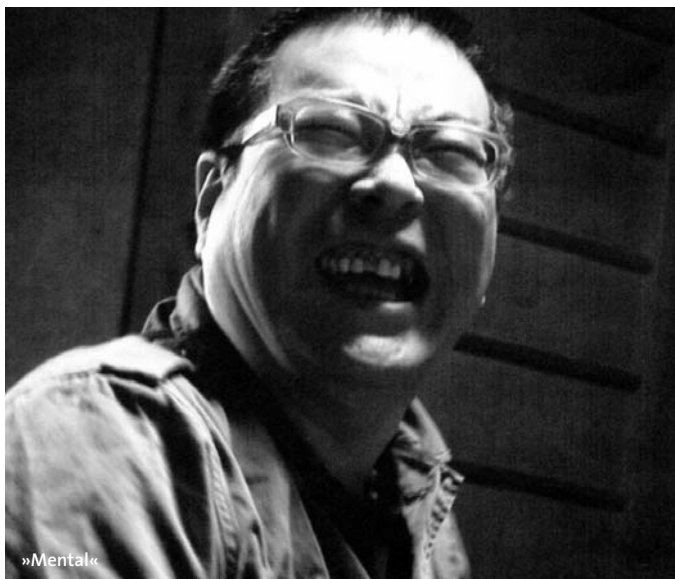


Im Leerlauf auf Hochtouren

Filmknäcke auf den 59. Internationalen Filmfestspielen Berlin VON ILSE EICHENBRENNER



Dieses Jahr haben wir uns zu zweit, auf getrennten Spuren, auf den Weg gemacht. Holger Kühne, Vorstandsmitglied der Berliner Gesellschaft für Soziale Psychiatrie, katapultierte sich mit einer genialen Bewerbungsmappe in die Leserjury des »Tagesspiegels«. Siebenunddreißig Filme des Internationalen Forums hatte er zu sichten, während ich mich mit meiner wertvollen Akkreditierung in allen Sektionen umtun durfte.

Der Doktor und sein Wartezimmer

Beide wollten wir abheben, da warf es uns am ersten Berlinale-Tag in einem Film des Forums noch einmal zurück: mich in meinen gerade verlassenen sozialpsychiatrischen Alltag, Holger in seinen früheren Job im Kontaktzentrum. So etwas nennt man wohl »Déjà-vu«.

»Mental« (Regie: Kazuhiro Soda) Dieser japanische Dokumentarfilm führte uns in ein ambulantes psychiatrisches Zentrum, aufgebaut und geleitet von dem alten Psychiater Dr. Yamamoto. Die Kamera begleitet zu einem Bungalow, wo die Patientin von den freundlichen Damen der Anmeldung begrüßt wird. Der Blick streift durch den Aufenthaltsbereich, in

dem einige Gestalten auf dem Boden liegen und sitzen, dösen, rauchen oder einfach vor sich hin starren. Die Krankenakte wird herausgesucht, und im Sprechzimmer berichtet die Patientin dem wortkargen Dr. Yamamoto, dass sie schon wieder von zwei Freunden verlassen worden sei. Er fragt kurz nach, lässt reden und jammern – viel mehr passiert nicht. So wenig spektakulär geht es weiter; eine Frau wird zu einer Krisenunterkunft begleitet, weil ihre Stimmen ihr den Aufenthalt in der eigenen Wohnung verweigern. Deutlich neuroleptisch eingebunden berichtet sie, dass sie einst ihr einjähriges Kind erwürgt habe und nun nicht mehr zur Ruhe komme. Es folgen weitere Berichte; fast alle Klienten kämpfen mit latenter Suizidalität, alle verehren Dr. Yamamoto, dem nicht wenige ihr Leben verdanken. Die Bausteine unseres gemeindepsychiatrischen Systems wirken, auch von außen betrachtet, reichlich selbstverständlich und belanglos. In Japan sind offene, ambulante Angebote neu. Die finanzielle Lage der chronisch psychisch Kranken ist, wen wundert es, desolat; auch darüber wird viel in diesem wahrlich sozial-psychiatrischen Film geredet. Ein kleines Restaurant wurde aufgebaut, um Arbeitsplätze, ein günstiges Mittagessen und Kontakt miteinander



zu verbinden; auch einen kleinen Lieferservice für Frischmilch gibt es, beides durch Finanznot ständig gefährdet. Ohne Zuschüsse, vor allem wohl von Dr. Yamamoto selbst, läuft gar nichts. Sogar ein aufsuchender Dienst wurde aufgebaut; er ermöglicht einen Blick in die vollgesammelten winzigen Wohnungen der Klienten. Beherzt üben die Hauspflegerinnen mit ihnen das Kochen preisgünstiger Mahlzeiten, das Aufräumen und Putzen – ganz im Sinne personenbezogener Unterstützung im Alltag. Später beobachtet die Kamera im Zentrum die kleinen Interaktionen zwischen den Besuchern; da gibt es den witzigen Poeten, der am lautesten über sich selbst lacht und der einem so vertraut scheint, dass man im Gedächtnis nach dem Namen kramt. Und den ewig noch etwas suchenden und telefonierenden und herumkramenden Knacki, der den Feierabend des geduldig wartenden Sozialarbeiters immer weiter hinauszögert. Endlich sind alle weg, es wird geputzt und aufgeräumt für den nächsten Tag. »Mental« wurde mehrfach ausgezeichnet und wird wohl die japanische, vielleicht sogar asiatische Gemeindepsychiatrie empoweren. Dass eine Pharmareferentin Herrn Dr. Yamamoto die langjährige Ver-

gabe des atypischen Neuroleptikums Zyprexa ans Herz legt, scheint (noch) eher ein Zeichen der Wertschätzung dieses alternativen Projekts zu sein, auch wenn Holger und ich ein wenig den Kopf schütteln. (Vertrieb: www.filmsboutique.com)

»Doctor Ma's Country Clinic«

(Regie: Cong Feng) Weitaus mehr geredet wird in Dr. Ma's Landarztpraxis. Die kleine Ambulanz befindet sich ebenfalls in einem Flachbau, an einer staubigen Straße in einer kleinen Stadt der chinesischen Provinz Gansu. Dort bullert ein Ofen, um ihn herum sitzen die Patienten, während Dr. Ma an einem einfachen Holztisch jeweils einen Patienten behandelt. Nicht selten schauen ihm mehrere Frauen über die Schulter, während er ganz im Sinne der Traditionellen Chinesischen Medizin und unentwegt qualmend nach Pulsdiagnose und gelegentlicher Betrachtung der Zunge Befund und Behandlung auf seinen Notizblock kritzelt. »Brennt es?«, fragt er gelegentlich. »Ist dir schwindelig?« Viel mehr passiert auch hier nicht. Keiner wird abgetastet, gerade mal ein Blutdruckmessgerät kommt ge-



»Marin Blue«



»My Suicide«

legentlich zum Einsatz. Dann gibt es auf der Liege direkt neben dem Tisch eine Infusion, vielleicht auch die besonders geschätzte Spritze, oder Dr. Ma's Ehefrau mischt aus dem Inhalt der vielen Schubladen den verordneten Kräutermix. Nur einmal in der 215 Minuten langen Dokumentation begleitet die Kamera mit einem Pulk von Dorfbewohnern den Arzt bei einem Hausbesuch; er fragt den verwirrten Alten nach ein paar Symptomen und murmelt etwas von einem Myokardinfarkt, dann zieht die Kolonne wieder von dannen. Wahrlich nicht die medizinischen Fähigkeiten dieses Landarztes machen den Film zum Ereignis, sondern dieser komprimierte Warte-, Behandlungs- und Apothekenraum mit seinem Mikrokosmos des Tratsches, des Schimpfens und Klagens, des narrativen Geflechts eines fremden Landes. Das Überleben ist hart; schon das fünfte Jahr ist die Ernte verdorrt, und die mittlere Generation verlässt die Dörfer, um in anderen Regionen als Wanderarbeiter Geld zu verdienen. Zurückgekehrt schimpfen sie, weil sie um ihren Lohn betrogen wurden, andere berichten von entsetzlichen Unfällen in den Minen, Abfindungen werden gezahlt oder verweigert. Derweil hüten die Großeltern die Enkelkinder und bestellen mit letzter Kraft die Felder und Gärten, um wenigstens etwas zu beißen zu haben. Die Niedertracht

der Schwiegertöchter ist ein erschöpfliches Thema: Nun hat man für viel Geld dem Sohn eine Ehefrau gekauft, bei einem Schlepper natürlich, nun ist die Schlampe abgehauen. Sie hat gerade das erste Jahr abgewartet, immerhin einen Enkel geboren, aber nur wenige Tage nach Ablauf dieses ersten Jahres, in dem man noch das Geld hätte zurückfordern können, ist sie abgehauen, bei der Saisonarbeit, hätte man sie doch nicht gehen lassen. Sie sind doch alle gleich, es geht nur ums Geld – »20 000 Yuan haben wir für sie bezahlt, nun macht sie dasselbe Spiel noch einmal, über alle Berge ist sie, was soll nun werden ...« So geht es Stunde um Stunde; zum Neujahrsfest kommen alle nach Hause, die Studenten zu ihren stolzen Eltern, die Wanderarbeiter aus den Minen und Baustellen, und drängeln sich um den eisernen Ofen, schicke und scheue junge Menschen zwischen den hustenden uralten Männern, gerade mal sechzig Jahre alt, die an ihrer Staublunge krepieren und auf eine Spritze hoffen. Mit ganz anderen Augen lese ich seither die aktuelle Berichterstattung über die Unruhen unter den Wanderarbeitern in China.

Attraktive Störungen

Es fand sich wenig Psychopathologie und noch weniger Psychiatrie im Programm der Berlinale. Film-

knäcke musste schon in den einzelnen Geschichten herumwühlen, um fündig zu werden. Dabei zeigt sich erneut: Das Interesse der Filmemacher gilt selten dem Krankenhaus als Ort der Behandlung, sondern eher der skurrilen oder pittoresken Kulisse, der Metapher für Ausgrenzung und Isolation.

»Marin Blue«

(Regie: Matthew Hysell)
So landet ein junger Mann in dem amerikanischen Spielfilm »Marin Blue« in einer kinder- und jugendpsychiatrischen Klinik, wo ihn zwei Jungs – angeblich seine Brüder – besuchen wollen. Er erkennt sie nicht, er erinnert sich nicht. Über die Lautsprecheranlage ist die Stimme eines bereits entlassenen Mädchens zu hören, das als Gegenleistung für gelegentliche Gesangseinlagen kostenlos ihre Medikamente erhält. Sie leidet nämlich an Narkolepsie, einer zwar eher seltenen, filmisch aber bekanntlich gut verwertbaren Erkrankung. Der Junge entweicht, trifft auf die schöne Sängerin, und zu zweit ziehen sie von nun an durch verlassene Coffee-Shops und leere Häuser, bis er in seiner alten Schule wieder auf erste Spuren der Erinnerung trifft. Dies alles ist in wunderbaren Farben und langen Einstellungen aufgenommen, elegisch, verträumt, und absolut cool.

»The Exploding Girl«

(Regie: Bradley Rust Grey)
Auch Ivy in »The Exploding Girl« kollabiert ab und zu; sie leidet an einer Epilepsie und versucht als gut informierte Patientin, ein Leben auf emotionaler Sparflamme zu führen, um keine Anfälle zu provozieren. Gemeinsam mit ihrem Jugendfreund Al fährt sie in dem Semesterferien zurück in die Heimatstadt, um dort bei ihrer Mutter den Sommer zu verbringen. Der Film begleitet Ivy in ihrem Alltag, bei Spaziergängen mit Al und beim Telefonieren mit ihrem Freund Greg, der auf diesem Wege die Beziehung beendet. Ivy reißt sich zusammen, absolut vernünftig und absolut cool; erst auf einer Party kommt es nach einigen Bieren zur epileptischen Konfusion. In den letzten Urlaubstagen kommen Al und Ivy sich näher, und bei der Rückfahrt ins College flechten sie ihre Finger, noch immer etwas verstohlen, ineinander.

Jung, animiert und ambitioniert

»My Suicide«

(Regie: David Lee Miller)
Viele Filmemacher sind jung, und die Sektion ›Generation 14plus‹ bietet ihnen ein neugieriges Publikum. Hier waren vor allem innovative Formate zu sehen. Der Siegerfilm »My Suicide« begibt



»Mary und Max«

sich in die Perspektive eines siebzehnjährigen Schülers. Archie ist ein Medien-Maniac, alterstypisch sexuell und existenziell desorientiert, mit sturmfreier Bude und hochgezüchtetem Rechner. Bei einem schulischen Medienprojekt kündigt er an, seinen eigenen Suizid filmen zu wollen, was (angesichts der Amokläufe an US-Schulen) zu verständlicher Hysterie bei allen Psycho-Profis führt und in einem Polizeieinsatz zwecks kurzfristiger Zwangseinweisung gipfelt. Die Wohnung wird durchsucht, Eltern, Kollegium und Mitschüler haben nur noch ein Thema: Archies angekündigter Suizid. Dies alles ist schrill und rasant gemixt zu einem Videoschnipsel-salat aus Interviews, Werbung, Zitaten, Animationen, Comics, Clips und Split-Screens. Archie rast mit seiner Kamera durch die Schule, lässt sich von der verhassten/begährten Schulschönheit interviewen, die ihm eigene Suizidwünsche offenbart und die Rasierklinge zum gemeinsamen Schnibbeln reicht. Weil Archie nicht als Jungfrau sterben will, wird auch das noch erledigt. Archie flüchtet entsetzt und macht Party, Party, Party. Am nächsten Morgen finden die Schüler einen der wildesten Freaks erhängt in der Sporthalle. Es folgen die zerknirschte Beerdigung und Archies Begegnung mit einem alten Hippie-Guru, für ältere Zuschauer eine Wiederbegegnung mit David Carradine, der in den Siebzigerjah-

ren in der Serie »Kung Fu« als Shaolin-Mönch durch den Wilden Westen wanderte. Nun führt er den verwirrten Zögling Archie zu den Obdachlosen und gibt ihm ein paar Sinnsprüche fürs Weiterleben auf den Weg. Welche? »My Suicide« wurde leider ohne Untertitel gezeigt, und ich muss weiter auf meinem Pfad ohne Losung wandeln.

»Mary und Max«

(Regie: Adam Elliot)

Hundert Kreative haben fünf Jahre lang an diesem Animationsfilm gearbeitet, Philip Seymour Hoffman und Tony Colette haben Max und Mary ihre Stimmen verliehen. Herausgekommen ist ein bezauberndes Kunstwerk aus animierten Knetgummifiguren, der Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen von einer Brieffreundschaft zwischen der achtjährigen Australierin Mary und dem fünfundvierzigjährigen New Yorker Max Horowitz erzählt: »Lieber Herr Horowitz. Mein Name ist Mary Daisy Dinkle und ich bin acht Jahre, drei Monate und neun Tage alt. Woher kommen in Amerika die Babys?« Max leidet an einem Asperger-Syndrom; er hat acht gleiche Trainingsanzüge, findet das Verhalten seiner Mitmenschen verwirrend und ist viel zu dick, weshalb er nicht nur regelmäßig den Psychiater, sondern auch die »Overeaters Anonymous« aufsucht. Mary und Max erklären sich gegenseitig die Welt; Mary und mit ihr der Zuschauer erfahren viel über die rätselhafte Denke eines



»La Teta Asustada«

»Aspis«. Mary macht ihren Schulabschluss, studiert Psychologie und promoviert über das Asperger-Syndrom. Natürlich besucht Mary dann irgendwann den inzwischen älter gewordenen Max, und nicht alles wird gut, aber das schmälerte die Begeisterung des Berlinale-Publikums nicht.

Im Leerlauf auf Touren

Meine Berlinale lebt stets von der Spannung zwischen den Genres, zwischen Dokumentarfilmen und lustvollen Fiktionen, zwischen genau Hinsehen und Fantasieren, zwischen harter Realität und kunstvollen Arrangements. Der Verzicht auf das eigene Agieren, die schiere Konzentration auf das Zuschauen, Hinhören und Einfühlen führt bereits zu einer Versunkenheit, einer Trance. Der abrupte Wechsel der Stile und Botschaften löst zudem eine innere Dynamik aus, die am ehesten dem Sich-treiben-Lassen im Wellengang entspricht: nicht reagieren, nicht schwimmen, sondern sich einfach ausliefern. Dabei sind die inneren, kognitiven und emotionalen Re-Aktionen keineswegs ausgeschaltet; auf der Handlungsebene passiv, erfolgt die Introspektion umso intensiver. Bei gedrückter Kupplung läuft der Motor besonders hochtourig. Dieses Auf und Ab macht Spaß und ist manchmal kaum auszuhalten. Kalt erwischt hat es mich beim Gang von Cinestar zu Cine-maxx, von Brasilien nach Norddeutschland, vom Existenzkampf

zum Dahindümpeln.

»Garapa« (Regie: José Padilha)

Letztes Jahr gewann José Padilha mit einem Spielfilm über die Allmacht der Drogen den »Goldenen Bären«; danach hat er den Hunger in Brasilien dokumentiert. Drei willkürlich ausgewählte Familien in Stadt und Land beobachtet er mit einer Handkamera, schwarz-weiß und ohne Kommentar. Die unscheinbaren Bilder sind anfangs problemlos wegzustecken, werden aber im Laufe der 110 Minuten in ihrer Ausweglosigkeit zur Tortur. Nackte weinende Kinder auf dem Fußboden, von Fliegen bedeckt, drum herum wuseln die Mütter, beruhigen ihre Kinder und verkochen Wasser mit Zucker zu einem Sirup, Garapa genannt. Garapa wird in die Fläschchen gefüllt, an denen die Kinder besänftigt nuckeln. Bei zwei der drei Familien steht manchmal der hilflose Vater am Rande, bei der dritten muss man zusehen, wie der Alte die 50 Pesos aus dem Anti-Hunger-Programm versäuft. Das ewige Kindergeschrei zerrt an den Nerven; auf dem Acker verglühen die spärlichen Setzlinge, man ist am Ende eben so ratlos wie die hungernden Menschen. Es gibt eine Tagesklinik für mangelernährte Kinder, und tapfere Sozialarbeiterinnen fragen nach Familienplanung. Von Verhütung weiß man nichts und will man nichts wissen. Das Perfide an »Garapa« ist, dass man am Ende sogar den Sinn des Überlebens infrage stellt. Wozu?



»Gigante«



»Alle anderen«

»Wir sind schon mittendrin«

(Regie: Elmar Szücs)

Ein paar Schritte über die Straße läuft der deutsche Dokumentarfilm »Wir sind schon mittendrin«. Der dreißigjährige Regisseur besucht seine drei besten Kumpels und fährt mit ihnen nach Amrum. Lost generation? Alle haben keinen Abschluss, treffen keine Entscheidung, dümpeln dahin. Es sind sympathische, schlaffe große Jungs, bestens erzogen, gebildet, vorbereitet. »Wir denken immer, das Leben fängt erst an. Dabei sind wir schon mittendrin«, sinniert eine der Freundinnen. Was soll man tun, und wozu überhaupt?

Trends

Schon nach wenigen Tagen wird nach Tendenzen gesucht. Ha, in zwei Filmen konnten Kinder plötzlich fliegen, also gibt es einen Trend zum fliegenden Kind! In drei Filmen wurde das Lob der Familie gesungen, her mit dem Heimchen am Herd. Viele Journalisten beklagen die platte Moral dieser oft kunstvollen Geschichten. Viele Frauenfiguren sind Opfer; sie werden vergewaltigt, leiden an Depressionen oder üben Rache. Wenn sie nicht selbst das Opfer waren, dann wurden sie von ihrer Mutter mit der »Milch des Leids« gestillt und

bleiben starr vor Furcht. Den ›Goldenen Bären« gewann »**La Teta Asustada**« (Regie: Claudia Llosa) aus Peru. Der terroristische Feldzug des ›Leuchtenden Pfads« hat eine ganze Generation zwischen 1980 und 2000 traumatisiert. Die junge Fausta singt die Klagelieder ihrer gerade verstorbenen Mutter, während ihre Cousine sich auf eine aufwendige Hochzeitszeremonie vorbereitet. Um sich zu schützen vor allem Übel, hat Fausta schon lange eine Kartoffel in ihrer Vagina. Ab und zu hat sie deshalb Beschwerden, doch sie hört nicht auf die Ärzte in der Ambulanz. Nun muss sie Geld verdienen, um den einbalsamierten Leichnam ihrer Mutter in deren Heimatort überführen zu lassen. Sie muss also hinaus in die Welt gehen, verzichtet am Ende auf die Kartoffel und gewinnt die Freiheit. Dieser ungemein herbe und fremdartige Film wird dominiert von der faszinierenden weiblichen Hauptdarstellerin, die die junge Regisseurin, wenn es denn wahr ist, tatsächlich auf der Straße auf gelesen hat. Ältere Frauen paaren sich mit schönen jungen Männern, nicht nur Kate Winslet tut es, auch Michelle Pfeiffer und July Delpy und andere. Dieser Trend dürfte der Kaufkraft der allmählich alt werdenden Kinogängerinnen zu verdanken sein, tut aber nicht weiter weh. Starke Frauen arbeiten als Staatsanwältin in Den Haag, als Managerin, als Lehrerin,

als Kurtisane.

Und wo bleiben die Männer? Der allerwunderbarste und gigantische Hauptdarsteller brütet in »**Gigante**« (Regie: Adrián Biniez) jede Nacht vor dem Monitor der Überwachungskamera und beobachtet die Putzfrauen im Supermarkt. Mal greift er ein, mal drückt er ein Auge zu, und am Ende folgt er seiner Angebeteten bis zum Strand.

Männer haben unangenehme Jobs, z.B. im Casualty Notification Office. Sie müssen in »**The Messenger**« (Regie: Oren Moverman) den Angehörigen der im Irak-Krieg Gefallenen die Todesnachricht überbringen. Das Handbuch ordnet an: kein Körperkontakt, keine Mitleidsbekundungen, klare Fakten, rein in die Situation und sofort wieder raus. Natürlich läuft es anders: Sie werden bespuckt und angegriffen, sie halten fest und trösten und verlieben sich ein bisschen.

Männer und Frauen tun es miteinander wie »**Alle anderen**« (Regie: Maren Ade) oder andersrum oder mal ganz anders, aber immer scharf und treffend beobachtet. Es rumpelte dieses Jahr heftig in der Beziehungskiste, und es war eine Freude, den jungen und alten Paaren so ganz en detail zuzusehen. Mein Favorit heißt »**Ander**« (Regie: Roberto Castón) und wandelt auf den Spuren des seligen Heath Ledger in »Brokeback Mountain«. Ander lebt mit seiner Mutter auf einem kleinen Hof im

Baskenland. Als er sich das Bein bricht, muss wohl oder übel der junge peruanische Arbeitsimmigrant José aushelfen. Die halsstarke Mutter spricht nicht mit ihm, auch Hausherr Ander schaltet auf stur. Doch mit seinen Krücken ist er auf José's Hilfe angewiesen, und zwischen den beiden kommt es zu einer sexuellen Begegnung. Ander verkriecht sich danach voller Scham und Wut, doch letzten Endes, und das ist eine längere Geschichte, wird alles gut.

Noch Fragen?

Nein, meine Augen sind nach 48,3 Filmen nicht viereckig. Ja, ich habe eine Prominente getroffen und mich mit ihr (Tilda Swinton) sogar am Handwaschbecken gedrängelt. Nein, vier bis sechs Filme am Tag sind kein Problem, wenn man nichts anderes tun muss. Ja, mir haben viele Filme gefallen, vor allem aber haben mich viele Geschichten berührt, erschüttert, befremdet und belehrt. Was will man mehr? ■

Mehr Filme unter www.psychiatrie.de/bibliothek/Kinofilme